

Predigttext: Mk 12, 28-34

Ein weites und großes Glaubenthema

Liebe Gemeinde,
der Israelsonntag fragt nach dem Verhältnis zwischen dem jüdischen Glauben und dem christlichen Glauben und er fragt nach dem Verhältnis zwischen Juden und Christen. Wie ist es um die Begegnung beider Religionen bestellt? Und wie sollte das Verhältnis zwischen den Religionen nach biblischem Zeugnis aussehen? Legt die Heilige Schrift uns einen Ansatz vor, nach dem wir die Beziehung zum Judentum einordnen und gestalten können? Ja, und wie muss man sich das überhaupt vorstellen – mit dem Alten und dem Neuen Testament – den zwei Teilen in unserer Bibel? Wie verstand Jesus selbst denn den jüdischen Glauben? Wie hat er das sortiert?

Schnell wird an diesem Sonntag in unserem Kirchenjahr deutlich: Unzählige Fragen warten hier auf uns und gerade weil es so viele wichtige Fragen sind, Fragen, die unseren Glauben im Kern betreffen, ahnen wir, es wird nicht ausreichen nur einmal im Jahr nach dem Jüdischen in unserem Glauben zu fragen.

Solidarisches Kippatragen

Doch machen wir heute einen Schritt in diese Richtung, fragen wir

nach dem Jüdischen, dann fragen wir auch nach jüdischem Leben hier bei uns. Hier in unserem Land, in dem vor gerade einmal gut 70 Jahren grausamste und unmenschliche Verbrechen gegen jüdische Mitbürgerinnen und -bürger in einem unfassbaren Ausmaß begangen wurden. Und während wir wohl alle in der Hoffnung groß geworden sind, dass dieser Hass nie wieder Fuß fassen würde, finden sich in den Nachrichten des vergangenen Jahres Hinweise, die besorgniserregend sind. In Chemnitz wurde im Zuge der Ausschreitungen beim Stadtfest ein jüdisches Restaurant angegriffen und beschädigt, in Berlin wurden jüdische Schülerinnen und Schüler beleidigt, jüdische Passanten, die Kippoth trugen, auf offener Straße attackiert. Und all das, obwohl die Synagogengemeinden nach dem II. Weltkrieg nur sehr mühsam wieder aktiv wurden und bis heute sehr kleine Gemeinden geblieben sind. Es steht nicht gut um die Akzeptanz jüdischen Glaubens und Lebens in unserem Land.

Gut ist es dann zu hören und zu sehen, dass viele Menschen deutlich Widerspruch äußern, dass sie das nicht hinnehmen. Viele Menschen in Berlin und andernorts haben sich im vergangenen Jahr solidarisch gezeigt mit Jüdinnen und Juden in unserem Land. Unter dem Motto „*Berlin trägt Kippa*“ brachten sie zum Ausdruck, dass ihnen die Ablehnung und der Hass, den jüdische Menschen erfahren, nicht egal ist. Bei Demonstrationen trugen

auch Nicht-Juden eine Kippa, um zu zeigen: *Wer jene angreift, greift uns alle an. Wir lassen euch nicht allein.*

Ich empfand das als ein ganz starkes Zeichen im letzten Jahr und ich war bewegt von der Solidarität. Da haben Menschen ein Zeichen gesetzt, der Ohnmacht, die so viele angesichts der Verrohung unserer Gesellschaft empfinden etwas entgegen gesetzt. Ich fand das gut. Und doch kamen mir mit der Zeit Zweifel, ob das der richtige Weg ist. Irgendetwas schien mir da komisch zu sein. Irgendetwas stimmt da nicht so recht...

Jesus und die Schriftgelehrten

Knapp 2000 Jahre zuvor ereignet sich eine Begegnung wie sie uns bereits bestens bekannt ist. Jesus trifft auf einen Schriftgelehrten, der ihn anspricht. Diese Gespräche gab es wohl oft und wir lesen sehr häufig von ihnen in den Evangelien. Das war typisch für Jesus und es war typisch für jüdisches Glaubensleben der damaligen Zeit. In den aktiven jüdischen Gemeinden der Antike stritten Toralehrer, Schriftgelehrte und Pharisäer, um das richtige Verständnis der Heiligen Schrift und der Gebote Gottes. Sie rangen gemeinsam um Wahrheit. Eine ganz wichtige Überzeugung des jüdischen Glaubens ist es nämlich, dass sich Gläubige nur gemeinsam der ewigen Wahrheit Gottes annähern können. Keiner

hat Gottes Wahrheit allein für sich gepachtet. Dieses dialogische Verständnis führte dazu, dass sich Torakundige trafen um zu diskutieren. Später gingen solche Diskussionen in die Auslegungsliteratur des Judentums ein. Im Talmud finden sich bis heute deutliche Spuren dieser Diskussionen. Da heißt es beispielsweise zu einer Bibelstelle: Rabbi Jehuda sagt dazu dieses, Rabbi Akiba aber sagt das und Rabbi Hillel entgegnet jenes. Widerspruch und Streit sind dabei ganz normal. Und am Ende verdrängt nicht die stärkste Position die anderen, sondern da bleiben die verschiedene Perspektiven neben einander stehen. Man kann also sagen: Wir haben von einer ganz typischen Szene unter jüdischen Gelehrten gehört. Und auch die Frage, die in dieser Szene verhandelt wird, ist typisch. Es geht um die Gebote Gottes. Im konkreten Fall um die Frage, ob es nicht eine gute Zusammenfassung der immerhin 613 Gebote gibt, die sich in der Tora finden. Ganz klar: So eine Zusammenfassung wäre sehr nützlich. Zugleich wissen wir aber auch, dass jede Zusammenfassung notwendigerweise verkürzt und damit den Inhalt verstellt. Gerade deshalb muss eine Zusammenfassung gut gemacht sein. »*Welches ist das höchste Gebot von allen?*« fragt ein Schriftgelehrte Jesus.

Jesu Antwort ist berühmt: Gott und deinen Nächsten sollst du lieben. Das Doppelgebot der Liebe. Doch, was nun folgt, ist

weniger bekannt. Denn eigentlich würden kundige Bibelleser jetzt erwarten, dass aus dem Lehrgespräch ein Streitgespräch wird. Im Lukasevangelium wollen Schriftgelehrte Jesus aufs Glatteis führen und fragen, wer denn der Nächste sei. Und Jesus erkennt, dass sie nichts Gutes im Schilde führen und antwortet deshalb mit der Parabel vom Barmherzigen Samariter. So hat das Lukas in Erfahrung gebracht. Bei ihm überführt Jesus die Gesprächspartner und deckt ihre Arglist auf. Er gibt Nachhilfe, weil er bemerkt, dass sie nicht darauf aus sind, mit ihm die Wahrheit zu suchen.

Respekt

Wie gesagt: Im Markusevangelium, dem heutigen Predigttext verläuft das Gespräch ganz anders.

Jesus und der Schriftgelehrte. Hier begegnen sich zwei mit Respekt. Der Schriftgelehrte will Jesus nicht prüfen, er will ihm keine Fehler oder Widerspruch in seiner Lehre nachweisen – er ist nicht auf Krawall gebürstet, sondern tritt mit ihm in einen Dialog. So wird die Sequenz ein Lehrstück des Respekts. Hier können wir lernen, was es für Jesus heißt, wenn gottesgläubige und gottesfürchtige Menschen aufrichtig miteinander sprechen. Der Schriftgelehrte hat kurz zuvor gesehen, dass Jesus ein umstrittener Lehrer ist. Ein Streitgespräch mit den Vertretern des Tempels war gerade zu Ende gegangen, da geht er nun auf Jesus zu. Er ahnt,

dass sie sich nicht in allen Vorstellungen einig sein werden, wie beste Freunde. Und er weiß vielleicht sogar, dass andere Schriftgelehrte diesen Jesus ablehnen. Doch als er ihn anspricht, geht der Toralehrer davon aus, dass sein Gegenüber wohl einen guten Grund haben wird, weshalb er denkt und glaubt, so wie er es tut. (Denn das tut jeder von uns. Keiner handelt auf Dauer so ganz und gar unbewusst.) Er erklärt den Fremden nicht im Vorhinein als fehlgeleitet oder falsch. Er will ihn hören und verstehen. Er begegnet ihm mit *Respekt*.

Der Kupferstecher

Das Wort Respekt hat von Alters her mit Abstand zu tun. Als Kupferstecher noch dafür zuständig waren Bücher zu drucken, war es ein wichtiger Teil ihrer Arbeit, bei jeder bedruckten Seite immer den gleichen Abstand des Textes zum Rand des Blattes einzuhalten. Der Druck sollte immer zentral in der Mitte sein und das auf jeder bedruckten Seite. Dieser Abstand hieß damals Respekt.

Auch übertragen auf die zwischenmenschlich Beziehung hat Respekt nun etwas mit Abstand zu tun. Der Respekt lässt dem Anderen, meinem Gegenüber ausreichend Raum dafür anders zu sein. Ich muss eine gewisse Distanz halten und kann andere nicht direkt für meine Vorstellungen und meine Absichten einbinden. So steht der Respekt in gewisser Weise auch dem Einfühlvermögen

und dem Mitgefühl gegenüber. Während dieses Mitgefühl versucht im anderen Sichtweisen und Verhaltensarten zu finden, die ich nach empfinden kann, die ich irgendwie von mir kenne, hält der Respekt einen gewissen Abstand. Wer Respekt übt, der geht immer schon davon aus, dass es in der Beziehung zu anderen nicht nur Zustimmung und Ähnlichkeit gibt, sondern dass der andere auch immer wieder anders sein darf.

Wir mögen es für gewöhnlich eher, wenn wir mit anderen übereinstimmen. Wenn wir eine Haltung teilen oder ähnliche Ansichten haben. Uneinigkeit und Widerspruch halten wir hingegen nur schwer aus. Denn wenn man die Dinge auch anders sehen kann, dann stellt das meine Sicht der Dinge natürlich in Frage. Auch so verstanden hat Respekt mit Abstand zu tun. Wenn ich respektvoll sein möchte, muss ich einen gewissen Abstand zu meinen eigenen Haltungen und Überzeugungen pflegen. Die Wahrheit liegt so oft irgendwo dazwischen – also zwischen meiner Sicht und der Sicht anderer.

Diesen nötigen Abstand, diesen Respekt bringt der Schriftgelehrte in die Begegnung mit Jesus ein. Und Jesus schätzt ihn dafür. Wir müssen uns das bewusst machen: Der Mann geht nicht in die Nachfolge Jesu. Er wird kein Jünger, kein Anhänger Jesu, er bleibt im Kreise der Schriftgelehrten und da uns nichts anderes bekannt ist, müssen wir davon ausgehen, dass er Zeit Lebens Jude blieb.

Dennoch hat Jesus für ihn eine große Anerkennung: »*Du bist nicht fern vom Reich Gottes.*« das sagt er ihm am Ende ihres Gesprächs.

Ein Sinnbild

Ich verstehe diese Begegnung nun auch als ein Sinnbild für die Begegnung zwischen den Religionen. Der Schriftgelehrte verkörpert den jüdischen Glauben und in Jesus begegnet ihm das Christentum, das sich schon zu Jesu Lebzeiten und in seiner Person vom Judentum löste. Beide begegnen sich mit Respekt. Das heißt mit einer hohen Wertschätzung und zugleich mit einem gewissen Abstand. Die Gesprächspartner halten es aus, dass sie nicht ganz und gar gleicher Meinung sind. Und zeigen uns damit: Beide können Recht haben, auch wenn sie sich nicht einig sind. Ein Lehrstück des Respekts.

Zuletzt möchte ich nochmal auf die Aktion unter dem Motto „*Berlin trägt Kippa*“ zurückkommen. Wie gesagt: Ein seltsames Befremden hatte sie in mir ausgelöst. Ich finde es grundsätzlich richtig und wichtig, dass sich nicht-jüdische Bürger vor ihre jüdischen Mitbürger stellen und sie schützen, Solidarität ausdrücken und sich dem Hass entgegenstellen. Aber ich frage mich, ob es hilfreich ist, wenn alle dabei eine Kippa tragen. Während alle Demonstranten die Kopfbedeckung abnehmen, wenn

sie aus dem geschützten Rahmen der Menge heraustreten und nach Hause gehen oder dann wenn es brenzlich wird keine Kippa tragen werden, kann das ein gläubiger Jude, der seine Kippa aus religiöser Überzeugung trägt, nicht tun. Ihn erinnert die Kippa daran, dass über ihm immer noch jemand ist – sie erinnert ihn an Gott. Wenn er sie nicht ohne weiteres abnehmen will, hat das religiöse Gründe, die man auch als solidarischer Demonstrant nicht einfach nachahmen kann.

Wir können Solidarität mit den Synagogengemeinden nicht ausdrücken, indem wir alle Kippa tragen und uns vorgeblich gleich machen. Unsere Solidarität muss im Respekt für unsere jüdischen Schwestern und Brüder zum Ausdruck kommen. Wir sollten unserem Respekt Ausdruck verleihen. Und Respekt bedeutet in diesem Fall: Auch das Anderssein wahrzunehmen und anzuerkennen, ohne andere zu vereinnahmen. Auch wenn ich selbst aus religiösen Gründen keine Kippa trage, will ich, dass in meinem Heimatland andere Menschen, die das tun möchten, das auch tun können. Wenn ich mich also dafür einsetze und stark mache, obwohl ich selbst ja nicht betroffen bin, dann ist das Ausdruck größten Respekts.